

(Nachdruck verboten.)

301

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Die frühere leidenschaftliche Eifersucht auf Abraham's Künstlerleben und alle die, die ihn in Anspruch nehmen konnten, regte sich wieder in Gjertrud, trat aber plötzlich in ein blendendes Licht. Fürchtete sie im Grunde die Modelle, von denen er so offen sprach, so sehr? Nein, seine ganze Kunst, seinen weiteren Blick, seinen Geist wollte sie dem ihren unterordnen! Und doch — war es nicht ihr Lieblingsgedanke, daß er Künstler werden sollte, ein großer Maler? — er mit seinem unbändigen Feuer, der ihre Phantasie auszufüllen vermochte wie kein anderer? Was hatte ihr diese eifersüchtige Leidenschaft gebracht!

So wie sie beide sich gekannt hatten, „miteinander verwachsen waren“, hatte er gesagt. Sie hatte ihm ihre Freundschaft für das ganze Leben gelobt. Das gab ihr jetzt ein Recht und eine Pflicht zugleich.

„Sagtest Du: schreiben, Mutter? Ich will heute abend aufbleiben, dann kann der Brief an Abraham morgen früh mit der Post fortgehen.“

### XXV.

Abraham war direkt von Paris nach Hause gekommen.

Er hatte schließlich eine solche Sehnsucht nach dem Vater und Tante Sophie und allem daheim bekommen, daß er ein Bild naß, halbfertig auf der Staffelei zurückgelassen hatte.

„Du solltest mir es eigentlich bezahlen, Vater.“ scherzte er, „aber ich bin nicht so ein Geizhals wie Du, ich laß es ganz ruhig fahren. Wir sind ja jetzt fürchtbar reich! Du siehst vortrefflich aus, Vater, ich will ja nicht gerade sagen, strotzend von Gesundheit; aber vom Standpunkt eines Malers aus. Du kannst Dir wohl denken, daß ich mich daran gewöhnt habe, die Gesichter darauf hin anzusehen. Ich muß Dich wirklich malen.“

„Das wäre kein übler Gedanke, aber es ist doch im Grunde sonderbar. Ich kann noch immer nicht so recht klug daraus werden, warum Du so plötzlich nach Hause gekommen bist, meine ich. Du hast einen Grund, mein Junge!“

„Aber, liebster Vater, welcher einen andren Grund als den angegebenen sollte ich wohl haben?“

„Unsinn! Du bist gewissermaßen so aufgeräumt redselig und so gut dabei, ich habe wirklich den Verdacht, daß Du mich in irgend einer Weise hinter's Licht führst! Ja, Du kannst Dir wohl denken, daß ich mich über Dein Kommen freue! Es ist nicht gerade allzu amüsant, hier so allein in dieser ewigen geschäftlichen Treitmühle zu gehen. Und, ich muß ja gestehen, daß meine Laune insgedessen auch nicht eben die rosigste gewesen ist. Aber jetzt, wo Du den ganzen Winter hier bleibst, wie Du ja sagst, da denke ich, soll es besser werden. Sag' einmal, Abraham, glaubst Du etwa, daß ich es nicht durchschaue? Tante Sophie hat Dir geschrieben, nicht wahr? Obgleich ich es ihr doch so ausdrücklich verboten habe,“ fuhr er plötzlich nervös auf.

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, Vater, daß sie es nicht gethan hat. Ihren Berichten nach warst Du in der besten Laune. Sie hat mich hintergangen, denn Du bist elend — das bist Du!“

„Sollte etwa Frau Bratt zufälligerweise?“ kam es forschend heraus.

„Mein Ehrenwort! Aber, da Du der Sache doch so gern auf den Grund kommen willst, so kann ich es Dir ja gern sagen. Ich hatte nämlich so eine Idee — eine ganz alte übrigens, Du weißt, so etwas, wovon man sich nie frei machen kann. Ich mußte nach Hause und mir diese Gjertrud Bratt einmal ansehen; sie war ein höchst interessantes und ungeheuer schwieriges Porträt. Es hat mir stets wie eine Art Kraftprobe vorgeschwebt, ob es mir gelingen würde, sie zu treffen oder nicht. Vor allen Dingen kommt es ja natürlich darauf an, sie dazu zu bringen, — früher weigerte sie sich auf das Bestimmteste.“

„Ich kann mich also darauf verlassen, daß es nicht meiner Gesundheit wegen geschah?“

„Es geschah weit eher meiner eignen Gesundheit wegen. Aber wie geht es Dir denn im Grunde, Vater? Thust Du wohl ein wenig für Dich?“

„Ach, — schlechte Blutzirkulation, das Blut steigt mir immer so zu Kopf, und dann wird man ja auch ein wenig schwermütig.“ —

„Das heißt mit andren Worten, Vater, daß Du nicht dazu gemacht bist, Dich hier ewig in demselben Kreislauf zu bewegen und abzuplacken! Auch Du hast eine Art von unregelmäßigem Künstlerblut in Dir. Nur erlaube Deine Mittel es Dir ja, zu leben und Dich zu amüsieren, wie Du willst. Kannst Du Dich nicht ein wenig frei machen und mit mir kommen? Wir bauen uns ein hübsches Haus oben in Deinen Wäldern, so wie ich es mir wünsche, nicht so wie Du es haben willst,“ scherzte er. „So ein ordentliches altes Balkengebäude mit der Aussicht auf irgend einen großen, schäumenden Gießbach und weit hinab über ein Gewässer. Ich sehne mich mehr und mehr danach, zu Hause zu leben und zu malen. Und Du rückt ein wenig Geld heraus und legst einen Garten an und all so etwas, was Dir Freude macht. Wir hausen jeder auf einer Seite des Hauses.“ —

„Ist es nicht sonderbar, Abraham, seit Du heute morgen gekommen bist, fühle ich mich weit frischer und leichter. Es ist gern möglich, daß ich nur der Zerstreuung bedarf, — anderer Interessen als derjenigen, die ich gar nicht habe.“ —

„Du hast zu viel Glück gehabt, Vater, — es geht Dir akkurat wie jemand, der mit zu viel Essen vollgepfropft wird.“

„Wir wollen zusammen ausreisen, Abraham, und uns nach einem Platz umsehen, wo wir bauen können. In drei bis vier Tagen kann ich soweit fertig sein.“

„Nicht ein wenig früher?“

„Vielleicht in — zwei bis drei Tagen. — Es ist wirklich wahr, ich liebe hier wie in einem Kellerloch. Und das ist es wohl eigentlich ganz natürlich, daß man melancholisch und schwermütig wird, und daß einem das Blut zu Kopf steigt. Ich habe in der letzten Zeit fortwährend diesen Blutandrang gehabt. — Und jetzt ist es wie weggeblasen — auch die Gedanken!“

„Englisch Salz, Vater!“

„Ja, es ist sonderbar, wie doch alles vom Körper abhängt. Wenn ich nun zum Beispiel nachdenke, worüber ich mir im Grunde so viel Sorgen mache, daß ich die Schwindsucht bekommen könnte.“ —

„Aber, lieber Vater, hast Du eigentlich irgend welchen Grund, Dir —? Du sitzt ja auf einem grünen Zweig!“

„Wenn man keine Sorgen hat, dann macht man sich welche — so in schlaflosen Nächten. — Man liegt da und grübelt, ob man nicht im Grunde ein Schurke ist, — ob man sein Vermögen nicht wie ein Spitzbube erworben hat, man fährt zur Hölle, — man brät sich schließlich, — in Ermangelung von wirklichen Sorgen.“

„Du hast zu viel Glück gehabt, Vater.“

„Das ist es! Man ist zu schwach, um das Glück ertragen zu können. Jetzt, wo ich das Ganze überschau, ist es mir, als sei ich hier allein umhergegangen, tappend wie in einem schweren Traum. Freilich werden wir etwas ausfindig machen, was uns interessiert. — Bauen wollen wir, Du! Jetzt, wo Du ein großer Maler bist, mußt Du ja eine Residenz haben, Junge, eine recht romantische.“

„Und dann achten wir ein wenig auf Deine Gesundheit, Vater. Ich denke, Du gehst im Sommer in ein Bad; ich habe gar nichts dagegen, mich etwas umzusehen und Dich zu begleiten. Mir ist es auch ganz gut, mich ein wenig abzuwaschen in kaltem Wasser hier oben im Norden; — diese italienische Wärme verweichlicht sehr.“

„Kein übler Vorschlag das! — Es wäre Dir gewiß ganz zuträglich, wenn Du Dich ein wenig abhärtetest, Abraham.“

Er saß bis spät in den Abend hinein mit dem Sohn zusammen.

„Ist es nicht, als wenn der Vorhang aufgerollt würde und ein ganzes, heiteres Jahr vor uns läge, — voller Dinge, an denen ich Freude haben könnte! — Man hat Lebenskraft in sich und verläumt es, sie zu benutzen, — und dann wird man melancholisch. —“

Soll ich schon wieder diese Medizin nehmen, Sophie?“

„Der Doktor, — Du weißt, Johnston; — es ist, damit das Blut —“

„Ach nein, ich danke bestens; — das Blut ist auf dem besten Wege der Besserung, — das fühle ich. — Allein der Anblick so einer Pillenschachtel erinnert einen an all dies

Häßliche, Verdrießliche, — — hu! Danke, Sophie, — behalt die Pillen nur für Dich. — Nein, es fällt mir wirklich nicht ein. — Aber Abraham soll ein wenig extra guten Rheinwein haben, und ich will auch so viel davon nippen, daß ich fühle, was eigentlich eine gemüthliche Stimmung ist. — Das ist lange, — sehr lange her, Abraham!“

XXVI.

Abraham ist ein vorzügliches Opiat für mich, er mit seinen Interessen. Ihn glücklich zu sehen.

Aber man ist nun einmal nicht Abraham, man ist sein Vater, der gearbeitet und Geld zusammengetragen hat, um ihn mit Glanz zu umgeben, und der dafür verantwortlich ist. Man kann sich natürlich glücklich machen, diese Einbildungen abstreifen und sich in gute Laune versetzen. Aber den Eid habe ich nun einmal abgelegt — und klebt irgend etwas Unrechtes daran? Das ist und bleibt die Sache für mich, ich mag es nun vergessen oder nicht.

Ja, ja, da haben wir es! Erwache ich nicht wieder mitten in dieser Ewigkeits-Grübeleie? In der vorigen Nacht schlief ich so prächtig, nach Abrahams Heimkehr, schlug die Augen auf und glaubte, es sei wie gewöhnlich erst halb zwei Uhr nachts, — und dann war es acht Uhr und der Tag schien hell durch das Rouleau! — ich stürzte mich gleich ins Geschäft, frisch wie in Fisch, um einen Tag für die Reise mit Abraham zu gewinnen. — Ich fühlte mich gestern den ganzen Tag hindurch so leicht. — Und nun, — hier bin ich wieder, — mitten drin in diesem Dunkeln, Häßlichen. —

Man bleibt stets in alle Ewigkeit dabei stehen, — daß der Mensch allein ist — allein — und alles andre schließlich nur Lärm und Geräusch um uns her ist. Es ist eine Krankheit, sich so schwindelnd allein zu fühlen, und das macht einen so bang! Die Wahrheit ist, daß wir mit dem ganzen Dasein zusammengehören; so fühlt man auch, wenn man gesund ist, und da wird man sicher.

Aber ich, ich bin krank. Das heißt, ich habe Gewissensbisse auf eine Art und Weise, der ich nicht enttrinnen kann. Sobald die Sache aufgeklärt ist, würde ich gesund, könnte ich mit Abraham in den Wald, ins Bad reisen. Aber das Gefühl, daß ich mir nie so recht klar darüber werde, ob ich etwas in mir habe, was nagt, — wenn ich das mit mir nehmen soll, dann — —

Es ist nicht unmöglich, daß die Uhr zu schnell gegangen ist, — alte verschliffene Uhrwerke, die von neuereingesetzten Federn getrieben werden. — Zwischen zwanzig, vielleicht nur fünfzehn oder zehn Minuten nach elf, und ein Viertel vor. — Dann wäre es doch eine völlige Unmöglichkeit, sich Skrupel zu machen. — Ach ja, man glaubt das, was man wünscht. — — Aber, dann kommt es nicht auf die Einbildung an. — —

Er lag da und starrte den goldenen Zeiger und die Zahl an, — wie lange konnte der sich verzögert haben? — — setzte er mit niedrigerem und niedrigerem Ausgangspunkt an. —

Und dann begann der Wirbel von Berechnungen, ob er hätte nach Hause fahren können, und ob das Telegramm Zeit gehabt haben würde, dort zu liegen oder nicht — — bis er plötzlich in Schweiß gebadet aus dem Bette sprang und anfing, sich Gesicht und Stirn mit dem Handtuch zu kühlen.

Er stand da und starrte auf das Bett. — —

Unmöglich, sich wieder auf die Folterbank zu legen. — — Es war wohl das Beste, sich anzuleiden und den Versuch zu machen, in den Kleidern zu schlafen, — das war doch eine kleine Abwechslung. — Und dann an Abraham zu denken. —

Ein Buch nehmen. — — Er setzte sich hin und las beim Schein des Lichtes. — — Nein — — —

Es kann leicht sein, daß ich in Bezug auf diese Sache der unschuldigste Mensch unter der Sonne bin, kann leicht sein. Und mein gesunder Verstand, wenn ich wohl bin, würde mir das auch wohl sagen. Er sagte es mir so klar an dem Tage, als Abraham nach Hause kam.

Aber trotzdem bringt mich die Sache noch zum Wahnsinn. Ich kann es nicht ertragen, und wenn mir alle Schätze der Welt geboten würden, so wollte ich nicht noch einmal schwören, daß ich nicht ganz unschuldig bin. Wie kann ich das wissen? Ich sehe nicht so weit.

Dies ist für mich das Entweder — — oder!

Könnte ich mich alles dessen entäußern, was ich direkt und indirekt dadurch gewonnen habe, meines ganzen Vermögens, so würde ich wieder nackt und frei und fröhlich dastehen, ich würde jubeln, jubeln!

Aber man thut es nur nicht, denn ich bin ja so „überglücklich“! Ja, je mehr ich verdiene, desto mehr bedrückt es mich.

Wie oft ich nun wohl bis zu diesem Punkt gelangt bin! Es ist gleichsam eine Station, bei der ich stets ende. Aber mein Fleisch und Blut will nicht, es ist zu unnatürlich, man hängt zu sehr daran fest. — Hat ja den Familiensinn. — Der sitzt zu tief in mir eingewurzelt. — —

Es wegtestieren? Die ganze Geschichte schon zu Lebzeiten verschicken? Gott weiß, wie leicht und wie froh mir ums Herz sein würde!

Ja, ich bin fest überzeugt, daß manches Vermögen aus dem Grunde forttestiert ist, um etwas zu sühnen. Wenn ich gleich Ernst daraus machte?

Sonst könnte ich armer, schwacher, thörichter Mensch es bereuen! rief er aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Vornehme Giftmischer.

Für den herborragendsten Vertreter der unumschränkten Monarchie von Gottes Gnaden gift nach wie vor König Ludwig XIV. von Frankreich. Jene deutschen Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich den Sonnenkönig zum Vorbilde nahmen, werden zwar selbst von den wohlgesinnten Historikern unsres Landes, was gewiß viel sagen will, nicht eben als Muster aufgestellt. Aber die Regierung dessen, den die deutschen Landesväter der guten, alten Zeit nachäfften, wird von der landläufigen Geschichtschreibung seiner Heimat wie Deutschlands unentwegt für die Glanzzeit der französischen Geschichte ausgegeben. Man muß den Blick ganz an der Oberfläche, an etlichen auffälligen Erhebungen der Oberfläche haften lassen, um den Glanz zu entdecken. Glänzende Siege — gewiß; aber schon ein Zeitgenosse hat die Rehrseite gezeigt durch das treffende Wort: „Man starb vor Hunger beim Schall des Ledrums“. Ein glänzender Hof und ein glänzender Adel — aber die Masse des Volks in Lumpen und halb vertiert. Und wenn man absehen will von der Thatsache, daß der Glanz der oberen Zehntausend die Not der Millionen nur übel verhüllte, dieser Glanz selber war wieder bloß ein dünner Firnis, der abgetragen werden muß, um die wahren Züge der französischen vornehmen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts zum Vorschein zu bringen. Wer diese Herrschaften nur daraufhin betrachtet, wie sie sich nach außen hin gaben, der sieht die Schauspieler bloß auf der Bühne, nicht hinter den Coulissen. Auf offener Bühne sieht die französische Adelsgesellschaft der Zeit Ludwigs XIV. gewiß höchst civilisirt aus, da ist alles edle Sitte, guter Ton, gemessener Anstand. Aber je mehr die urkundliche Geschichtsforschung den Blick eröffnet in Regionen, wo die vornehmen Schauspieler ohne Schminke und Kostüme, ohne das gezierte Thun des Hofpartetts ihr innerstes Wesen zeigen, um so weniger bleibt von der vielgepriesenen Civilisation übrig, um so mehr erscheint dieser zierliche Adel als eine wilde Horde bössartiger Bestien, die ihrer tierischen Instinkten freien Lauf lassen, wo sie es für zweckmäßig halten und sich unbeobachtet glauben.

Ein soeben in deutscher Uebersetzung erschienenen Werk des französischen Gelehrten Franz Fund-Brentano\*) öffnet an der Hand eines umfassenden und unanfechtbaren Altenmaterials in die ange deuteten Mysterien der französischen Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts einen tiefen Einblick, der geradezu verblüffend wirkt. Man überzeugt sich, mit Stamen, daß diese ganze feine und feingebildete Gesellschaft — mindestens fast der ganze weibliche Teil — an die Möglichkeit des Zauberns steif und fest geglaubt hat und zu vermeinten Hexen und Hegenmeisterin hingelaufen ist, nicht allein, um sich wahrsagen zu lassen, sondern auch, um durch Ableiern sinnloser Verschwörungsformeln und Einhandeln widerwärtiger Liebestränke oder -Pulver Wirkungen zu erzielen, für die kein gewöhnliches Mittel langte. Das zeigt den französischen Adel von der intellektuellen Seite: in den hinverbranntesten Wahnvorstellungen barbarischer Völker befangen. Von der moralischen nimmt er sich noch lieblicher aus. Von der Fabrikation von Liebestränken ist nur ein kleiner Schritt zum Brauen ganz anders höllischer Mixturen, nämlich zum Giftmischen. Den Schritt hatten die französischen Hexen der Zeit gemacht; denn in den Kreisen ihrer zahlreichen und zahlungsfähigen Kundschaft aus dem Adel bestand damals eine riesige Nachfrage nach geeigneten Mitteln, um Konkurrenten im Kampf um Liebe und Gunst, um Macht und Reichthum geräuschlos und ohne Aufsehen aus dem Wege zu räumen.

Unter der Kundschaft der Giftmischer ist kein Name, der allgemeiner bekannt wäre, als der von Frau de Montespau. Jedermann hat von ihr gehört als einer der Hauptmaitresses des Sonnenkönigs. Wildschön und liebreizend, klug und gebildet, hatte die adlige Abenteuerin ihre Vorgängerin La Vallière im beweglichen Herzen Ludwigs XIV. ausgestochen und sich seitdem dreizehn Jahre, von 1667—1679, wenn auch nicht unangesehnen durch gelegentliche

\*) Franz Fund-Brentano, Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Deutsch von Rina Koblisch. Mit 8 Illustrationen. Verlag von Albert Langen, München 1903. Geheftet 4 M.

Seitenfrünge des königlichen Liebhabers, behauptet. In dieser Zeit war sie die wahre Königin von Frankreich. Die nominelle bewohnte in der zweiten Etage des Versailles Schlosses 11 Zimmer, Frau de Montespan in der ersten 20. Die acht Kinder, die sie Ludwig gebar, wurden zu königlichen Prinzen und Prinzessinnen legitimiert, und sie erreichte für sich, wie für andre, was sie nur wollte. Von den Reichthümern, die Ludwig seiner Herzenskönigin in den Schoß warf, mag die Thatfache eine Vorstellung geben, daß sie es sich leisten konnte, an einem Tage 700 000 Thaler im Spiel zu verlieren. Kurz, es fehlte ihr zur Königin nichts als der Titel —, bis sie eines Tages in Fr. de Fontanges eine Nachfolgerin bekam. Sie machte mit vornehmerm Anstand gute Miene zum bösen Spiel, wurde übrigens fürstlich abgefunden, mit einer jährlichen Rente von 600 000 Franken, und verlegte sich schließlich auf das Beschwörertum. Im Ruße exemplarischer Frömmigkeit ist sie 1707 gestorben.

Das wären so ungefähr die Grundzüge der herkömmlichen Montespan-Biographie. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen: leidlich wenigstens im Vergleich mit dem, was nun das Fund-Vrentano'sche Buch aus dem Staub der Archive über die Geheimgeschichte der Beziehungen zwischen Madame de Montespan und Ludwig ans Tageslicht gezogen hat. Es sind Dinge, die wie ein Märchen aus 1001 Nacht ammuten, aber wirklich geschehen sind und zur Zeit ihres Geschehens etwas ganz Gewöhnliches waren. Die Montespan ist nicht ohne Stumpf von ihrem Flay gewichen, sondern hat alles Menschenmögliche oder vielmehr Menschenunmögliche versucht, um sich zu behaupten und schließlich wenigstens sich zu rächen. Von Anbeginn ihres Verhältnisses zu Ludwig hat sie es mit der Zauberei versucht und im Laufe der Jahre alle Stadien durchlaufen, so daß sie dazu dienen kann, die Hauptseiten der ganzen Sache zu illustrieren. Schon im Jahre 1667 suchte sie den Zauberer Lesage und dessen Helfershelfer, den Abbé Mariette, Priester von Saint-Esberin, in der Rue de la Tannerie auf. Da sprach, während Lesage den kirchlichen Hymnus „Veni Creator Spiritus“ sang, Mariette im priesterlichen Ornat an einem Altar die Beschwörungsformeln und las das Evangelium über dem Haupte der Montespan, die vor ihm knieend Beschwörungsformeln gegen la Vallière, die bisherige Maitresse des Königs, her sagte und die Verstößung der Königin zu ihren eignen Gunsten herbeizubringen wollte. Ein andermal sollten Beschwörungen, deren das Trio sich im königlichen Schloß erfreute, den Tod der Vallière und die Ehre, das königliche Lager zu teilen, für die Montespan herbeizuführen. Da sie es bald darauf zu diesem Ziel ihrer Wünsche brachte, wurde der Glaube der Montespan an die Kraft der Zauberei felsenfest.

Um dieselbe Zeit knüpfte sie bereits Beziehungen an zu der Boisin, der allerberühmtesten unter den Pariser Hexen. Diese Vettel betrieb außer dem Wahrsagen und Zaubern auch das Geschäft einer Hebamme, hauptsächlich aber in dem Sinne, daß sie Kinder abtrieb. Sie hat später gestanden, die Körper von mehr als 2500 zu früh geborenen Kindern verbrannt oder vergraben zu haben. Dies war noch ihre harmloseste Beschäftigung. Ihr einträglichstes Geschäft, womit sie jährlich 50—100 000 Franc verdiente, war das Wahrsagen, der Verkauf von Liebeskränzen und von tödlichen Giften, sowie schließlich die Veranstaltung „schwarzer Messen“, wozu sie mit einem Pfaffen, des Namens Guibourg, zusammenwirkte. Frau von Montespan holte sich anfangs bloß Liebespulver bei ihr, um ein Erkalten der königlichen Zuneigung zu verhindern. Sie bekamen Ludwig ziemlich schlecht. Kein Wunder: Staub von getrockneten Maulwürfen, Blut von Fledermäusen und noch appetitlichere Sachen vertrugen bloß ganz gute Mägen. Im Jahre 1673, als die Montespan zum erstenmal Grund zu ernstlicher Eifersucht hatte, ging sie einen Schritt weiter — nun gleich bis zum schwersten Verbrechen. Sie ließ nämlich auf ihrem Leibe durch den Abbé Guibourg in vierzehntägigen oder dreiwöchigen Pausen drei „schwarze Messen“ lesen. Die Einzelheiten dieser Prozedur sind ganz unsagbar. Nur so viel kann hier mitgeteilt werden, daß der Geistliche während des Lesens der Messe und in Gegenwart der Auftraggeberin ein Kind abzuschlachten hatte. Dann ward folgende Beschwörungsformel gesprochen: „Astarot, Amodeus, ihr Fürsten der Liebe, ich beschwöre euch, das Opfer, welches ich euch von euch erbitte, und die da sind: daß die Freundschaft des Königs, des Herrn Dauphin mir erhalten bleibe, daß ich geehrt werde von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes, daß mir nichts abgeschlagen werden möge, was ich vom König erbitte, sei es für meine Verwandten oder für meine Diener.“ Guibourg bekam dafür 500 Franc bar und das Versprechen einer fetten Prämie. In den nächsten Jahren wurden bloß Liebespulver benutzt. Im Jahre 1676 begann Frau de Audres Stern am Versailles Himmel aufzugehen. In der Angst, verdrängt zu werden, griff Frau de Montespan wieder zu dem letzten Mittel der „schwarzen Messe“. Diesmal war die Hexenmeisterin Boisin selbst dabei. Sie hatte auch das Opfer beschafft; das war trotz der großen Konkurrenz nicht schwer: Uneheliche waren genug zu kaufen; Guibourg schlachtete übrigens auch die eignen Kinder, die er von seiner Maitresse hatte. Frau de Montespan gewann die königliche Gunst noch einmal wieder und schob es natürlich auf die Zauberkünste, die sie also wenigstens in Gestalt von Liebespulvern weiter betrieb. Ein paar Jahre später aber ging es definitiv mit ihrer Herrlichkeit zu Ende: das achtzehnjährige Fräulein de Fontanges verdrängte ihr Bild aus Ludwigs Herzen. Frau de Montespan schloß Rache. Sie setzte den Zauberkünften diesmal kein geringeres Ziel, als Ludwig selber und außer-

dem natürlich die glückliche Nebenbuhlerin mittels Gift aus dem Wege zu räumen. Anfangs erschraut selbst die vertwegene Boisin. Aber in einer Zusammenkunft von fünf berühmten Geheimweibern ward die Sache dann doch beschlossen. Frau von Montespan bot freilich auch anderthalb Millionen. Dem König sollte eine vergiftete Wittschrift überreicht werden. Dem Fräulein de Fontanges ward ein Paar vergiftete Handschuhe zugebacht. Die Boisin machte persönlich den Versuch, Ludwig die Wittschrift zu überreichen. Es fügte sich aber nicht. Den 9. März 1679 kehrte sie unberichteter Sache von St. Germain nach Paris zurück. Am 13. wollte sie einen zweiten Versuch machen; am 12. aber ward sie verhaftet.

Die Polizei war ihrer weitverzweigten Thätigkeit auf die Spur gekommen, freilich ohne im mindesten zu argwöhnen, in welches Wespennest sie gegriffen, oder gar, daß Personen vom Range der Montespan in die Giftmischerie der Boisin, ihrer Kollegen und Kolleginnen verwickelt sein könnten. Aber jeder Tag brachte neue Enthüllungen. Die Zahl der Verhafteten und erst der Verdächtigen schwoll ins Ungeheure. Der König hatte anfangs, nichtsahnend, weiche schwulerliche Enthüllung ihm bevorstand, prompte Justiz ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht anbefohlen. Der Mann, der an der Spitze des dazu eingelezten Special-Gerichtshofes, der sogenannten „Brennenden Kammer“, stand, der Polizeirichter la Reynie, bedurfte des Anspornens nicht. Er ging mit rücksichtslosem Eifer vor, und bald waren 442 Personen, größtenteils aus der allerbesten Gesellschaft, unter Anklage gestellt. Zahlreiche Fälle von „schwarzen Messen“ waren dabei, vor allem aber handelte es sich um Giftmorde, teils verübte, teils ausgeführte. Das neu entdeckte Gift Arsenik war das beliebteste Mittel, um in der Welt vorwärts zu kommen. Ein Ungeheuer, das an moralischem Wahnsinn gelitten haben muß, die Marquise von Brinbilliers, hatte es durch ihre erfolgreiche Mordthätigkeit zuerst in Mode gebracht: ihre erbauliche Kriminalgeschichte mag man bei Fund-Vrentano nachlesen. Seitdem hatten sich die Zauberer und Hexen allgemein auf den Vertrieb dieses damals sogenannten „Erbstiftspulvers“ verlegt und reizenden Absatz gefunden. Das Ergebnis war nun der Rattenkönig von Prozessen. Dem König und seinen Ministern wurde immer schwüler, als immer tollere Sachen herauskamen. Die ganze gute Gesellschaft war moralisch entrüftet über den dreifachen Polizeirichter, dem nichts heilig war. Der Gerichtshof selber besaß nicht den Mut, vornehme Angeklagte wirklich zu verurteilen: sie kamen mit Landesverweisung davon. Die Herzogin von Bouillon gar, die des verübten Gattenmordes überführt war, konnte sich ungestraft die größten Frechheiten gegen die Richter herausnehmen. Bald begann Ludwig XIV. selber der Justiz in den Arm zu fallen. Vornehme Verbrecher wurden rechtzeitig verständig und in Sicherheit gebracht. Es kam der Augenblick, wo Ludwig erfuhr, was seine Geliebte getrieben hatte. Wie ihm dabei zu Mute geworden sein muß, bedarf keiner Ausmalung. Um alles in der Welt wollte der König nicht auf diese Weise in die Sache verwickelt werden. Sein immer lauter kundgebener Wille war also, daß alle Akten, die irgendwie auf die Montespan Bezug hätten, den Richtern vorenthalten werden sollten, um den riesigen Skandal einer solchen Enthüllung zu vermeiden. La Reynie wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, daß die Gerechtigkeit derart verfälscht werde. Aber da der Wille des Königs im damaligen Frankreich Gesetz war, konnte La Reynie nichts machen. So war schließlich das Ende vom Liede, daß der ganze Skandal auf dem Wege der Kabinettsjustiz aus der Welt geschafft wurde. Die „Brennende Kammer“ ward 1682 aufgehoben, nachdem man zur Verlestigung des Pöbels zwei Leute, die bloß Mitwisser gewesen waren, als Sündenböcke hatte hinrichten lassen. Die Boisin übrigens war schon 1680 hingerichtet worden. Sämtliche übrigen Verhafteten, Zauberer, Hexen und Mitwisser, wurden durch königlichen Geheimbefehl ohne Urteil auf Lebenszeit gefangen gesetzt. Es waren Leute darunter, denen weiter nichts zur Last fiel, als daß sie etwas von der Sache wußten. Diese Unglücklichen wurden eben kaltblütig unschädlich gemacht.

Die aristokratischen Verbrecher dagegen gingen durchweg strafflos aus. Sie waren eben Stützen der Gesellschaft und des Thrones. —  
D. A. Conrady.

## Kleines feuilleton.

k. Angalante Sprichwörter. Es ist eine bemerkenswerte Thatfache, schreibt die „Modern Society“, daß gerade in den Ländern, wo man den Frauen am meisten Galanterie bezeigt, in Frankreich, Italien und Spanien, die beißendsten Sprichwörter gegen sie geprägt sind. Vielleicht das schlimmste, was überhaupt von Frauen gesagt ist, hat der Franzose erfunden: „Eine Frau aus Gold ist eben so viel wert, wie ein Mann aus Stroh“. Dann heißt es auch nicht sehr liebenswürdig: „Eine schöne Frau, ein schwacher Verstand“. Gelinder verfährt man schon in den Sprichwörtern: „Frauen, Wind und Müd wechseln stets“, oder „Schwiegermutter und Schwiegertochter sind ein Sturm- und Hagelwetter“. Die Italiener sind sehr klug in ihren misogynen Sprichwörtern. So ist z. B. viel Weitsichtigkeit in dem Sprichwort: „Ein Mädchen heiraten und ein Pferd kaufen soll man von seinem Nachbar“. Oder es heißt: „Eine Frau, die gern am Fenster steht, ist wie eine Traube an der Landstraße“, und „Reschererei in seinem Leben haben will, muß sich ein Schiff oder ein

Weib nehmen". Aber eine unzweideutige Bosheit liegt in folgenden beiden Aussprüchen: „Wenn ein Mann eine Frau und einen Centesimo verliert, so wird er den Centesimo vermessen", und „Die Natur hat die Frauen und die Kirche zu deren eigenen Schaden schön gemacht". Wie Frauen sein sollten, ist schwer zu sagen. Die Frauen des „duftenden Paradieses" bei den Türken bestehen nur aus Moschus und Rosenduftessenz; aber selbst dort ist es fraglich, ob die Männer nicht irgend etwas ausfindig machen, worüber sie brummen können. Der Schotte legt ein Bekenntnis nieder in dem Sprichwort: „Mädchen sollten sanft und bescheiden sein, schnell zum Hören, langsam zum Reden". Im selben Sinne heißt es: „Traurig ist die Frau, die keine Zunge hat; aber wohl dem Mann, der sie bekommen hat". Doch die Schotten urteilen noch nicht so streng über Frauen wie viele andere Nationen. Sie erkennen zwar, „daß Mädchen und Gläser spröde Ware sind", daß es „Besser ist, halb gehängt als unglücklich geheiratet zu sein"; aber sie sagen wenigstens nicht so viel über die Falschheit der Frauen. Die Spanier sind am factitischsten in ihren Sprichwörtern: „Es ist wahr, es giebt viele gute Frauen; aber sie sind alle schon unter der Erde". — „Eine Frau soll nur dreimal im Leben das Haus verlassen: wenn sie getauft, verheiratet und begraben wird". — „Wer einen Nas beim Schwanz und eine Frau beim Wort nimmt, kann wohl sagen, daß er nichts hat." Besonders die Wittven kommen schlecht weg. „Eine Wittve mit drei Kindern heiraten heißt vier Diebe heiraten", oder: „Eine muntere Wittve muß entweder verheiratet, begraben oder in ein Kloster gesperrt werden". —

**Völkerverunde.**

— Die Heiligkeit des Ganges ist von dem gesamten Hindu-tum, nicht nur von den Anwohnern des Flusses anerkannt; in allen Gerichtshöfen Indiens leistet der Hindu den Schwur auf das Gangeswasser, wie der Mohammedaner auf den Koran. Weil außerdem die Verwendung des heiligen Wassers bei verschiedenen heiligen Ceremonien, wenn nicht gerade vorgeschrieben, so doch dringend empfohlen ist, wird ein schwungvoller Handel mit Gangeswasser über ganz Indien betrieben. Wochen und Monate sind oft die Träger unterwegs, die den kostbaren Stoff in ihre Heimat bringen. Eines Abends — schreibt Richard Garbe in seiner unter dem Titel „Beiträge zur indischen Kulturgeschichte" jüngst veröffentlichten Sammlung von Aufsätzen (Berlin, Gebr. Paetel), — stieß ich eine Stunde vor Venares auf ein Pilgerlager, das etwa vierzig Brahmanen aus Reva in Centralindien aufgeschlagen hatten, einfache Leute mit ländlichen Sitten und einer bei Brahmanen seltenen Bescheidenheit und Freundlichkeit des Wesens. Sie waren nach Venares, der heiligen Stadt, wo der Ganges schmutziger ist als irgendwo sonst, gekommen, um von dort Gangeswasser in feinsten Qualität, echten Venares-Ausbruch, zu holen; wenn sie mit geringererem Gangeswasser hätten vorlieb nehmen wollen, so würde ihnen der Fluß in etwa der Hälfte des Weges erreichbar gewesen sein. Jeder Pilger trug in üblicher Weise eine Tragbahre mit zwei kugelförmigen beschlossenen Körben, und in jedem Korbe befanden sich nach Angabe der Leute einige zwanzig Flaschen, so daß sie mit der reichen Ausbeute von im ganzen mehr als sechs-hundert Flaschen in ihre Heimat zurückkehrten. Ueber jeder Tragbahre war ein roter Baldachin angebracht mit mehreren gleichfarbigen Fächchen und einigen Gloden, die bei der Bewegung erklangen. Als die Pilger es sich zur Ruhe bequem machten, stellten sie diese Utensilien in einem Quadrat zusammen. Meine Aufforderung aber, einen Korb zu öffnen — ich wollte gern die Form und Größe der Flaschen kennen lernen — lehnten sie ab mit der freundlichsten Miene und der in Indien üblichen Bittgebärde, das heißt unter Vorstreckung der beiden zusammengesetzten Hände; sie dürsteten, sagten sie, das Heiligtum meinen Blicken nicht aussetzen — als ob ich nicht täglich in Venares so viel Gangeswasser sehen konnte, als ich wollte! —

**Medizinisches.**

— Kochsalz und Nierenkrankheiten. Der „Königlichen Zeitung" wird geschrieben: Bei den mit Eiweißausscheidungen und Wasser sucht verbundenen Nierenleiden, wozu vor allem die Brightsche Krankheit gehört, hat in der Neuzeit ausschließliche Milchdiät einen besonderen Ruf, wogegen der Genuß von Fleisch in solchen Krankheitsfällen auf Grund von Erfahrungen besonders bei den französischen Aerzten höchst verpönt ist. Worauf die günstige Wirkung der Milch, die nachteilige des Fleisches beruht, wußte man nicht, doch will neuerdings ein Pariser Arzt, Dr. Vidal, den Grund dafür entdeckt haben. Kochsalz ist im gewöhnlichen Leben ein kaum ins Gewicht fallender Speisezusatz, vorausgesetzt, daß die ehrsame Hausfrau aus allzu großer Verliebtheit nicht die Suppe versalzt; in der Arzneikunde aber hat das gewöhnliche Salz schon seit langem einen großen Namen. Einspritzungen von Chlornatrium, d. h. Kochsalz-lösungen in die Blutbahn erwiesen sich in manchen Fällen als lebensrettend, wo alle andren Mittel versagten, und die Heilwirkungen der Kochsalzquellen sind schon von alters her bekannt. Ueberhaupt spielt das Salz im tierischen Organismus eine hervorragende Rolle, wie schon daraus hervorgeht, daß Hunde, deren Nahrung man eine Zeitlang jeden, auch von Natur in dieser befindlichen Salzgehalt entzieht, durchweg nach fünf bis sechs Wochen verenden. Andererseits hat Dr. Vidal gefunden, daß Salz in der mit Albuminurie verbundenen Nierenentzündung wie ein wahres Gift wirkt. Er behandelte einen Nierenkranken, bei dem sich jedesmal wasserüchtige Anschwellungen und Eiweißausscheidungen einstellten, wenn er andre Nahrung als Milch nahm. Besonders

bedenklich wurden diese Erscheinungen einmal nach dem Genuß von Fleisch, wichen dann aber wieder in vier Tagen bei Milchdiät. Als jedoch nunmehr Dr. Vidal der Milch des Kranken 10 Gramm Kochsalz zusetzte, wurden die Erscheinungen folgenden Tages gerade so schlimm wie nach dem Genuße von Fleisch, und als man darauf Fleisch ohne Salz gab, verschwand sie ebenso wie vorher nach ungesalzener Milch. Danach wäre die Verringerung oder Verschlimmerung in dem Befinden von Kranken der gedachten Art nicht auf die Wahl der Nahrungsmittel an sich, sondern auf deren geringeren oder größeren Salzgehalt zurückzuführen. —

**Aus dem Tierleben.**

— Das Wiesel als Vogelfeind. Unter den vielen Feinden, denen unsere nützlichen Vögel, insbesondere jene, die auf dem Boden, in Hecken zc. brüten, ausgesetzt sind, steht das Wiesel obenan. Wer schon Gelegenheit hatte, schreibt Rehbholz in der „Dresdner landwirtschaftlichen Presse", diesen flinken und blutdürstigen Strauchritter bei seinen Nübereien zu beobachten, und dabei sah, wie der mordlustige kleine Kerl alles, von der Spitzmaus bis zum Hasen, vom Zaunkönig bis zum Fasan — mit blinder Wut anfällt und tötet, der kann sich einen Begriff davon machen, welcher enormen Schaden das Wiesel namentlich unter den Vögeln und deren Brut anrichtet. Daß es auch die Mäuse im Felde vermindert, soll nicht bestritten werden, doch ist in sogenannten Mäusejahren, wo die Mäuse zu Hunderttausenden erscheinen und sich täglich um Tausende und Abertausende vermehren, die Mithilfe des Wiesels an der Bekämpfung zwar erwünscht, aber in ihrer Wirkung ziemlich belanglos. Hier kann nur, wie es auch im letzten Winter geschah, gründliche Raffe helfen. Die Zahl der Wiesel, die Gärten und Felder durchstreifen, wird zumeist unterschätzt, da man die kleinen scheuen Tierchen nur selten sieht. Wie häufig sie aber sind, mag aus der Thatsache hervorgehen, daß in zwei kleinen Kastensallen, die in der Nähe der Höfster Farbwerke am Eisenbahnstamm aufgestellt waren, im Laufe des letzten Herbstes gegen 40 Wiesel gefangen wurden. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn keine Lerchen, keine Bachtel, keine Hühnerbrut mehr aufkommt; denn wenn nicht schon der brütende Vogel von dem Wiesel aus dem Neste geraubt wird, so fallen ihm die Jungen um so sicherer zum Opfer. In Anbetracht des großen Schadens, den das Wiesel namentlich unter den insektenfressenden Vögeln anrichtet, haben sich in manchen Gegenden die Bezirks- bzw. Kreisverwaltungen veranlaßt gesehen, für die Vertilgung des Wiesels eine Prämie bis zu einer Mark das Stück gegen Ablieferung des Schwanzes des getöteten Tieres zu bezahlen. —

**Humoristisches.**

— Unterschied. „Wieviel Kinder haben Sie, Herr Rentier?" „Ich habe vier Söhne und einen Lieutenant." —  
 — Lebensweisheit. „Ja, Madele, in die jungen Jahr, sell ich ma gar dumm! Wann i als Junger so g'scheidt g'wesen war als wia jetzt — Zeisel, sell war scho langweilig g'wesen." —  
 — Mahnung zur Mäßigkeit. „Herr Kramer, is woahr, daß der Schnaps schädli is?" „D na! Aber holt mäsig maacht'n trinka, nüt in der ganz'n Stadt rumsaufa. Wos Du brauchst, kommst all's von mir hab'n." —  
 („Simplicissimus".)

**Notizen.**

— Das Lessing-Theater eröffnet am 1. August seine Schauspiel-Saison mit Sudermanns „Johannisfeuer". —  
 — Die Direktion des Wiener Hofburg-Theaters hat Octave Mirbeau's dreialtiges Schauspiel „Geschäft ist Geschäft" in Max Schönaus Uebersetzung zur Aufführung in der nächsten Saison angenommen. —  
 — Die Moritz-Oper veranstaltet am Schluß dieses Monats die Eröffnung der Iyrischen Oper „Fedora" von Umberto Giordano. Der Text ist von Arturo Colautti nach dem gleichnamigen Drama Sardous gearbeitet und von Ludwig Hartmann verdeutscht. —  
 — Johann Most giebt seine Memoiren in Hefen heraus. Der Preis beträgt 1 M. pro Hef. Adresse: Redaktion der „Freiheit", 3465, dritte Avenue, New York City. —  
 — In Kopenhagen tritt am 4. August die internationale Erdmessungs-Konferenz zusammen, auf der alle an der Erdmessung beteiligten Staaten vertreten sein werden. —  
 — Bei der Öffnung eines antiken Grabes in Rom fand man das Skelett einer Frau mit einem vorzüglich gearbeiteten vollständigen Gebiß aus Gold. —  
 1. Die Erdbebenzonen der Erde. Der erfahrene Erdbebenforscher de Montessus hat gefunden, daß ein Gürtel von 15 Graden auf einem großen Kreis, der die pacifischen Küsten von Amerika und Asien berührt, 84 000 durch Erdschütterungen bekannte Vertiefungen einschließt. Es giebt nur noch eine Zone auf der Erde, die eine ähnliche und noch größere Bedeutung für die Verteilung der Erdbeben besitzt, nämlich eine Zone von gleicher Breite auf einem großen Kreis, der durch das Mittelländische Meer, den Kaukasus, den Himalaya, Indien, Neuseeland und die Antillen verläuft. Er umschließt 84 000 Schüttergebiete. Außerhalb dieser Zonen liegen verhältnismäßig nur wenige Ursprungsorte von Erdbeben. —